

**HEINZ MÜLLER-POZZI, Eine Triebtheorie für unsere Zeit. Sexualität und Konflikt in der Psychoanalyse, Huber: Bern 2008; 237 Seiten; 26.95 Euro**

Wer in den Briefen Freuds an den Freund Wilhelm Fließ blättert, wird immer wieder berührt sein vom Zeugnis der persönlichen und theoretischen Krise, die Freud im Herbst 1897 durchzustehen hatte. Hier stoßen der unbedingte, jedoch selbstvergessene Forscherdrang des sophokleischen Oedipus und das an sich selbst verzweifelnde Zögern Hamlets aufeinander. Das Ergebnis ist nichts weniger als die Entstehung der Psychoanalyse. In dieser kritischen Inauguralzeit macht Freud innerhalb weniger Tage zwei Entdeckungen, deren Bedeutung er noch gar nicht ermessen kann. Er

merkt, wie wichtig unbewusste Phantasien sein können: Nicht die reale, missbräuchliche sexuelle Verführung durch die Erwachsenen ist das Problem, das die Triebchicksale und Symptome seiner PatientInnen zu erklären vermöchte. Sondern es geht vielmehr um die phantasmatischen Bildungen, die, aufgrund der Zweizeitigkeit der sexuellen Entwicklung, das Wirken der infantilen Sexualität und ihrer nachträglichen Umarbeitungen bezeugen. Fast gleichzeitig entdeckt Freud auch den Oedipuskomplex und mit ihm die strukturierende Konflikt- und Wunschmatrix, die die Interaktionen in der Übertragung erfassbar macht.

Die Theoriegeschichte der Psychoanalyse ist von dieser Entstehungsgeschichte nicht zu trennen, in der sich Freuds Persönlichkeit und die familiären und sexuellen Realitäten des bürgerlichen Wiens des fin de siècle mit der damaligen Medizin und den philosophischen Einflüssen Brentanos, Schopenhauers und Nietzsches treffen. Die psychoanalytische Theorie beschreibt und reflektiert eine spezifische, historisch bedingte, empirische Realität und eröffnet mit ihrer Entdeckung des Unbewussten und seines Wirkens doch nichts weniger als eine neue anthropologische Dimension. Daraus ergibt sich eine spezifische Fragilität, in der sich die psychoanalytische Theorie bis heute immer wieder zu bewähren hat: Sie droht zu erstarren, wenn ihre Modelle den Änderungen in der empirischen Realität nicht Rechnung tragen können. Und andernteils droht sie ausgehöhlt zu werden, wenn ihre Modelle nicht erhalten werden können und unter dem Zeichen des Empirismus über Bord geworfen werden. Was es also braucht – und wozu das anzuzeigende Buch einen wertvollen Beitrag leistet –, ist die denkerische Anstrengung, die zentrale Fragestellung der Psychoanalyse immer wieder neu herauszuarbeiten.

Konkret: Die revolutionäre theoretische Weichenstellung vom Herbst 1897 ist von dieser Fragilität natürlich längst eingeholt worden; die Bedeutung, die Freud den sexuellen Phantasien zugemessen hat, hat ihn ein Triebmodell entwerfen lassen, das das asoziale Element des Triebes betont und interaktionelle und intersubjektive Aspekte nicht angemessen theoretisieren kann. Aus diesem Defizit sind theoretische Entwicklungen der Ich-Psychologie, der Objektbeziehungstheorie, der Narzissmus-theorien und der Bindungstheorie entstanden, die sich vom Freudschen Triebbegriff zum Teil sehr weit entfernt, um nicht zu sagen abgekoppelt haben. Umgekehrt hat Freuds Abkehr von der realen, empirischen Verführung seit den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts vielstimmige Kritik hervorgerufen, die auch dazu beigetragen hat, dass Freuds zentrales Postulat der infantilen Sexualität ausgehöhlt wurde und ein weitgehend desexualisiertes Intersubjektivitätsmodell entstanden ist, das fast nur noch auf die Dimensionen fokussiert, die Freud mit den Selbsterhaltungstrieben beschrieben hat.

Es ist Heinz Müller-Pozzis Verdienst, mit seinem neuen Buch auf diese Situation, um nicht zu sagen auf diese theoretische Verwirrung zu reagieren. Und zwar mit einem entschiedenen Plädoyer zu Gunsten einer Triebtheorie, die die infantile Sexualität und ihre unbewussten Auswirkungen nicht verleugnet, die aber auch nicht hinter das Postulat der Intersubjektivität zurückfällt. Sein Anliegen ist es, Begriffe wie Ich, Objekt, Aggression, Narzissmus wieder psychoanalytisch und das heißt im Zusammenhang mit Trieb und Sexualität zu lesen. Er nimmt dabei die psychoanalytische Metapsychologie in ihrer eigenwilligen Begrifflichkeit ernst, indem er sie als Theorie

der Organisationsprinzipien des psychischen Geschehens versteht und sich auch Konzepte der strukturalen Psychoanalyse zunutze macht (16) und insbesondere den Trieb, als Kernstück der psychoanalytischen Metapsychologie, ganz klar von jedem biologischen Instinktgeschehen unterscheidet. Er fasst indes die Bindungstheorie nicht als konkurrenzierend, sondern als komplementär zur Triebtheorie auf (27). So gelingt es ihm, ein Verständnis des Triebes zu finden als der spezifisch menschlichen Form der Sexualität, die nicht aus der Biologie abzuleiten ist, sondern aus der Interaktion mit dem Anderen.

Seinen Ausgangspunkt auf diesem Weg findet Müller-Pozzi, gewiss nicht zufällig, bei Jean Laplanche (42f.). Denn dieser hat die Kritik an Freuds Preisgabe der Verführungstheorie sozusagen als Symptom lesbar gemacht, als Symptom für eine Lücke in der psychoanalytischen Theoriebildung selbst: Es geht nicht darum, die Verführung in Abrede zu stellen, sondern es geht darum, ihr ihren richtigen Platz in der Theorie einzuräumen. Und das heißt anzuerkennen, dass Verführung immer im Spiel ist, wo das Kind mit seinen erwachsenen oder älteren Bezugspersonen in Kontakt ist. Gewiss nicht in jenem krud naturalistischen Sinn der Überschreitung und des Missbrauchs, den Freud zu Recht als Spezialfall und nicht als geeigneten Ausgangspunkt für die Theoriebildung erkannt hat. Sondern im Sinne »der grundlegenden, sexuell asymmetrischen Situation, in der der Erwachsene, der ein sexuelles Unbewusstes hat, dem Neugeborenen begegnet, das noch kein sexuelles Unbewusstes hat« (46). Das Kind ist konfrontiert mit einer Erwachsenenwelt, in der sexuelle Wünsche, Hemmungen und Phantasien eine ständige und häufig unterschwellige oder unbewusste Präsenz haben und sich ihm wie »rätselhaft Botschaften« darstellen, die es nicht zu verstehen und aufzulösen vermag und die gerade deswegen für die Ausbildung seiner eigenen sexuellen Phantasmen und für die Ausrichtung seiner eigenen Triebhaftigkeit strukturierend sind.

Diese »allgemeine Verführungstheorie«, die Müller-Pozzi von Laplanche übernimmt, ist also genuin intersubjektiv angelegt, insofern als der Andere bei der Entstehung der kindlichen Sexualität in ihren unbewussten Kanalisierungen eine konstitutive, unabdingbare Rolle spielt. Damit ist ein Ausweg aus dem Dilemma möglich geworden, in das die Fragilität von Freuds Konstruktion die Psychoanalyse überall dort gebracht hat, wo sie sich in Strömungen aufgespalten hat, die entweder auf einem konstitutionell asozialen Triebbegriff bestehen oder aber ein Intersubjektivitätsmodell zu Grunde legen, das die Bedeutung der unbewussten sexuellen Phantasmen unterschätzt oder nicht zu theoretisieren vermag. So öffnet sich der Weg zu einer Triebtheorie »für unsere Zeit« – kritische Zwischenfrage: Warum für unsere Zeit, was soll das heißen? –, zu einer Triebtheorie jedenfalls, die den Trieb intersubjektiv verankern und aus den Engpässen einer biologistischen und entwicklungspsychologischen Libidotheorie herausführen kann.

Damit ist das Programm aufgezeichnet, das Müller-Pozzi in seinem Buch mit großer Belesenheit und Sorgfalt durchführt. Sein Versuch, die psychoanalytische Triebtheorie intersubjektiv neu zu fundieren, lässt ihn für eine »dezentrierte« Metapsychologie votieren, die systematisch dem Anderen in der Entstehung des Subjekts eine konstitutive Funktion einräumt. Damit eröffnet sich Müller-Pozzi auch die Möglichkeit, mit den Theorien Lacans ins Gespräch zu kommen. Ja, mehr noch, er

beheimatet Lacans Konzepte des Phallus, der Sexuierung und der Nachträglichkeit in seinem Denken und Schreiben. Er fasst dabei die Nachträglichkeit nicht als »eine spezifische Theorie der Ätiologie der Neurose« auf, sondern »sie ist das wesentliche Strukturmoment im Aufbau der inneren Wirklichkeit und des sexuellen Subjekts« (198). Auf diesem Hintergrund führt er schließlich den Leser zu einer eigenständigen und konsistenten Neuformulierung der psychoanalytischen Konflikttheorie.

Müller-Pozzi bleibt indes etwas im Vagen, wo es um den Todestrieb geht, (was angesichts dieses Themas ja vielleicht nicht unbedingt zu erstaunen braucht): Er räumt wohl ein, dass die verschiedenen Triebmodelle Freuds nicht linearen, konsekutiven Schritten auf dem Weg zu einer Triebtheorie gleichkommen, sondern verschiedenen Zugängen entsprächen, die »man besser dialektisch aufeinander bezieht« (67), aber wie der Todestrieb in seinem Zusammenhang mit Libido und Sexualität zu denken wäre, bleibt er weitgehend schuldig. Ausführlicher geht er auf den Todestrieb im Kapitel über die Aggression ein (157ff): Mit Ulrich Moser und Winnicott wendet er sich gegen eine Ableitung der Aggressionsneigung aus dem (nach außen gewendeten) Todestrieb und setzt »Aggression an die Stelle der Selbsterhaltungs- und Ichtriebe« (168). Dass der Todestrieb damit nicht mehr als Modell und Erklärung für die allgemeine menschliche Aggression herhalten muss, öffnet den Raum um weiterzudenken, worum es denn beim Todestrieb gehen könnte. Hier bleibt Müller-Pozzi allerdings recht stumm und findet eigentlich nur André Greens Wort der Desobjektalisierung und des Todesnarzissmus (184).

Heinz Müller-Pozzi legt, um es zusammenzufassen, mit seinem Buch ein Werk vor, das notwendig geworden ist angesichts der Entwicklungen der Ichpsychologie, der Objektbeziehungstheorie und insbesondere der Bindungstheorie, die Freuds Triebtheorie in einer Art umformuliert oder erodiert haben, die der Freudschen Entdeckung der Bedeutung der infantilen Sexualität und der sexuellen Phantasmen nicht mehr gerecht wird. Müller-Pozzis Buch ist aber auch notwendig geworden, weil es nicht möglich ist, unkommentiert auf Freuds Triebtheorie zurückzugreifen unter den empirisch veränderten Voraussetzungen von hundert Jahren Abstand. Es ist ein klar gegliedertes, lesefreundliches und inhaltsreiches Buch geworden, das die Gedanken Freuds ausführlich darstellt und mit einer Diskussion der postfreudianischen Positionen verbindet. Große Aufmerksamkeit lässt Müller-Pozzi der neueren französischen Psychoanalyse, insbesondere jener von Laplanche und Green, zukommen, doch fließen in sein Denken zusehends auch Lacansche Ansätze ein. Müller-Pozzis Buch verdient es, überall dort, wo die psychoanalytische Triebtheorie verhandelt wird, als Referenzwerk Beachtung zu finden.

Christian Kläui